

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 4

Artikel: Der Essay
Autor: Häny, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Essay

ARTHUR HÄNY

Ein strapazierter Begriff

Vor langen Jahren hat mir einer, der es wissen mußte, schmunzelnd gesagt: «In unserer Stadt laufen so viele Essayisten wie rote Hunde herum!» Ich werde nicht verraten, wer es gewesen ist, damit er nicht von den Settern, den Boxern und rotbraunen Dackeln inskünftig angebellt wird . . . Aber gibt es in der Tat so viele Essayisten? Es ist nicht zu bestreiten, daß die Begriffe des Essays und der Essayistik im zwanzigsten Jahrhundert eine gewisse Inflation erlitten haben.

Um diese Feststellung kommt auch *Ludwig Rohner* nicht herum, der 1966 bei *Luchterhand* einen voluminösen Band veröffentlicht hat: *Der deutsche Essay, Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung*. Dieses Werk zeugt von einer erstaunlichen Belesenheit sowohl in der essayistischen Literatur wie auch in der Sekundärliteratur auf diesem Felde. Ich glaube, man darf es als eine riesige, erstmals gesichtete Materialsammlung bezeichnen, die einer endgültigen wissenschaftlichen Bewältigung des Phänomens den Weg ebnen will.

Obwohl nun Rohner den Essay verehrt und die deutsche «Essay-Fremdheit» als ein provinzielles Vorurteil beklagt¹, so muß doch auch er zugeben, daß man diesen Begriff strapaziert hat. «Erstaunlich, was sich alles, meist im Untertitel nach einem brillanten, exquisiten oder extravaganten Blickfang, als ‹Essay› aufspielt und literarisch aufwerten will: Reiseindrücke, Aperçus, gesammelte Feuilletons, Rezensionen, zusammengedruckte Gelegenheitsarbeiten, Reden und Vorträge².»

Aber ist die erwähnte Inflation des Essay-Begriffs wirklich nur eine Erscheinung unserer Tage? Hat nicht schon Gottfried Keller in den 1859 geschriebenen «Mißbrauchten Liebesbriefen» den Viggi Störteler weidlich verspottet, dessen literarische Karriere unter anderem eine essayistische Epoche durchläuft? «Bald schrieb er verschiedene Abhandlungen, welche er seiner Gattin als «Essais» bezeichnete, und er sagte öfter, er glaube, er sei seiner Anlage nach ein Essaiist³.» Über einen analogen anmaßenden Schreiberling fällt Keller im Brief an Hettner vom 16. Juli 1853 ein vernichtendes Urteil: «Er ist ein ganz miserabler Schwätzer . . . ein interessantes Beispiel, wie man

heutzutage ohne Beruf scheinbar gute und doch schlechte Bücher macht . . . zierliche Säbelchen, appetitlich zusammengeschmiedet und mit reinlichem Stile vergoldet, aber inwendig nicht eine Spur von Notwendigkeit, von durchgehender Tiefe, und nichts fertig.» Gottfried Keller hat mit bedeutender Schärfe die Uneigentlichkeit der Menschen aufs Korn genommen — und vor allem die am meisten verbreitete Spielart der Uneigentlichkeit, das Bedürfnis, mehr sein zu wollen als man ist.

Nun gibt es natürlich auch unter den Essayisten, wie überall, gute, mäßige und schlechte Vertreter der Gattung. Aber es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß der Begriff selber, der im Deutschen fremdländischer tönt als im Französischen oder Englischen, ein wenig zum Hochstapeln verlockt. Und so ist es denn verdienstlich, wenn sich wissenschaftliche Untersuchungen dieser Sache annehmen, damit auch hier, soweit das möglich ist, der Weizen vom Unkraut geschieden werde.

Antike Essayisten?

Wo liegt der Ursprung des Essays, und welche Schriftsteller haben ihn gültig vertreten? Manche Literaten nehmen geradezu Platon als den Stammvater der Gattung in Anspruch, so Georg Lukács oder Alexander von Gleichen-Rußwurm, der gefragt hat: «Denn was ist Platons ‹Gastmahl› anderes als einer der geistvollsten und anmutigsten Essays aller Zeiten⁴?» Nun steckt zwar in den Dialogen Platons zweifellos ein spielerisches Element, eine gewisse dialektische Experimentierfreude, eine Ironie. Aber im großen ganzen scheinen mir diese Dialoge, trotz ihrem gelegentlich ‹offenen Ausgang›, denn doch zu ernst und zu grundsätzlich auf ihrer Suche nach der Wahrheit, als daß man sie als Essays bezeichnen könnte. Angemessener wäre wohl, zu sagen, daß sie zwischen philosophischer und dichterischer Aussage schwanken.

Man ist auch darauf verfallen, den späten Cicero zu der Gattung zu zählen. In Frage kämen etwa die *Tuskulanen* oder die Bücher *De senectute* und *De amicitia*. Zumal die *Tuskulanen* — sie erörtern grundsätzliche Probleme des Menschengeschlechts in einem geistvollen Stil, der immer gelockert, der immer urban bleibt. Ein Stil, der von Zitaten wimmelt und in welchen zahllose Anekdoten und Reminiszenzen eingestreut sind. Den Grundsätzen der Neueren Akademie getreu, legt sich Cicero nirgends ganz fest; er meidet starre Behauptungen; er vertritt die Ansicht, daß dem Menschen zwar das Wahrscheinliche, nicht aber das Wahre erreichbar sei. Grundsätzliche Probleme — wie zum Beispiel die Frage, als was wir den Tod anzusehen haben — sind überhaupt aus unserer *conditio humana* heraus nicht zu lösen; insfern kennt auch Cicero, wie Plato, den ‹offenen Ausgang›. Man kann in der

Tat all dies als essayistische Züge bezeichnen, wenn man will; denn sowohl Ludwig Rohner wie der später zu besprechende Gerhard Haas weisen ja nach, daß der Essay auf einen geistvoll-spielerischen, sprunghaften, überraschenden und leichten Sprachstil tendiert — ‹leicht› im Sinne des Urbanen und Unrhetorischen —, auf einen Sprachstil, der dem Gespräch unter Freunden ähnelt.

Indessen stimmt uns, im Falle Ciceros, der Ernst wieder skeptisch, mit dem er die virtus den Wechselfällen der fortuna entgegenhält — und auch der tiefe Grundton der Trauer, der nach dem Tod seiner Tochter Tullia durch seine Sprache hindurchklingt. Es paßt wohl zum Essay, daß Cicero viel zitiert und vorgegebenes Bildungsgut aufarbeitet. Aber die durchgängige Souveränität und fraglose Kompetenz, mit der seine letzten Werke, trotz manchen Flüchtigkeiten, geschrieben sind — das geht doch über den Essay hinaus.

Man hat in diesem Zusammenhang auch von Plutarch geredet, von Horaz und Mark Aurel — mit dem meisten Recht aber von Plinius dem Jüngeren und von Seneca. Zumal Senecas *Briefe an Lucilius* nähern sich sehr dem essayistischen Stil an. Schon die gelockerte Briefform spricht dafür, die immer ein Wechselgespräch, einen Partner voraussetzt. Die Briefe sind irgendwie arrangiert; alle behandeln sie popularphilosophische Themen. Essayistisch sind die Landschafts- und Gesellschaftsschilderungen, die Exkurse aller Art, ferner das Läßliche eines bewußt gepflegten Gesprächstons. Auch eine leise Literateneitelkeit mag, bei Plinius sowohl als bei Seneca, am Zustandekommen des literarischen Briefes mitbeteiligt sein. Von da ist es nicht mehr weit bis zu dem, was man heute als Essay bezeichnet.

Anfänge des deutschen Essays

Und doch werden noch anderthalb Jahrtausende vergehen, bis der eigentliche Essay entsteht. *Michel de Montaigne* (1533—1592) hat mit dem Namen zugleich die Sache gefunden. Wie dem Haupte des Zeus die Athene, so scheint diesem geistvollen Haupte fix und fertig der Essay entsprungen zu sein! Montaignes Causerien, liebenswürdig und heiter, sprunghaft und spielerisch, anekdoten- und zitatenreich, kreisen immerfort um den Autor selbst. Und Montaigne bekennt sich auch zu dieser Subjektivität. Die lockere Struktur seiner Essays, die ja vielleicht doch auch erarbeitet ist, hat vielen späteren Essayisten als Vorbild gedient.

Was nun den *deutschen* Essay anlangt, so scheint er sich hierzulande recht spät erst eingebürgert zu haben. Ist es darum, weil man eben dieser lockeren Struktur zu wenig Ernst und Gründlichkeit zutraute? Die Deutschen gehen den Dingen gern auf den Grund, und ‹Wissenschaftlichkeit› gilt ihnen viel.

So lag ihnen von Haus aus die Abhandlung näher: sie schreitet logisch fort, jeden Schritt begründet sie zugleich, indem sie ihn schreitet; Schwierigkeiten werden mit Umsicht bewältigt, und über dem Wege vergißt man das Ziel nie. Ganz anders der Essayist. Auch ihm geht es zwar letztlich um Erkenntnis, um das Erschließen neuer Zusammenhänge. Aber er hängt von Einfällen ab, die ihn mit forttragen, er kann sich auch nicht so ernst und so trocken geben. Désinvolture ist sein stilistisches Leitbild — ein Begriff, den man nicht eben leicht ins Deutsche übertragen kann. Desto lieber braucht ihn der Essayist, der ja doch kosmopolitisch gesinnt ist und vor Fremdwörtern niemals zurücksscheut.

Um aber auf die Sache zurückzukommen: erst in der Goethezeit hat sich der Essay in die deutsche Literatur eingebürgert, und auch da zuerst mehr der Sache als dem Namen nach. Überhaupt kann man sich immer über die Etikettierung streiten. Kleists Ausführungen *Über das Marionettentheater* sind eher ein Essay als Schillers Abhandlung *Über Anmut und Würde. Die Christenheit oder Europa* von Novalis steht ihm näher als Goethes Aufsatz *Über den Granit*. Der Essay bedarf, wie mir scheint, einer gewissen Unverbindlichkeit. Zuviel Ernst soll man bei der Sache nicht zeigen. Etwas Spekulatives, etwas Verblüffendes kann auch nicht schaden. Der Essayist ist ja meistens Kulturvermittler. Worüber er spricht, darauf kommt es wohl weniger an als wie er spricht. Nicht zu ernst, nicht zu trocken, nicht langfädig gilt es zu sprechen.

Wer aber immer noch zweifeln wollte, trotz Georg Forsters Aufsatz *Über Leckereien* oder Friedrich Schlegels Ausführungen *Über die Unverständlichkeit*, die beide bei Ludwig Rohner ausführlich besprochen sind — wer bezweifeln wollte, sage ich, daß der Essay schon in der Goethezeit bei uns eingedrungen sei, der müßte doch zugestehen, daß dies im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts geschehen ist. Hermann Grimms Schrift über den amerikanischen Autor Ralph Waldo Emerson vom Jahre 1861 gilt als einer der ersten und ‹klassischen› deutschen Essays. Von da führt eine Linie über Jacob Burckhardt, Sigmund Freud, Ludwig Curtius bis mitten in unsere Zeit hinein.

Gibt es eine sprachliche Grundstruktur?

Gerhard Haas ist in seinem Buch *Studien zur Form des Essays und zu seinen Vorformen im Roman* (Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1966) auch der Sprache des Essays im einzelnen nachgegangen. Er hat festgestellt, daß relativierende Wendungen für diese Prosa bezeichnend sind. Wendungen wie «es scheint, daß» oder «es mag sein, daß», «ich weiss nicht, ob», «vielleicht», «es wäre wohl möglich», «man könnte vermuten». All diese Wen-

dungen wollen nichts ein — für allemal behaupten, sondern viel eher ein Problem von allen Seiten antasten und umkreisen. «Es sind im Grunde nie endgültige, nie vollständige Antworten; es bleibt immer Raum für weitere Denkgänge, für weitere Denk- und Lösungsmöglichkeiten», sagt Haas⁵. Das Verbum steht gern im Irrealis, noch eher im Potentialis, welcher als der eigentliche Modus der essayistischen Aussage erkannt wird. Ferner kommt für rein potentielle Aussagen das Futur in Betracht: «wer wird erkennen, daß» oder «niemand wird wohl bestreiten, daß».

Dasjenige, was Gerhard Haas als sprachliche Grundstruktur des Essays heraushebt, das sind Versatzstücke von aller Art Erörterung oder Erwägung. Ich weiß nicht, ob man den Essay deswegen bemühen muß ... Haas verfeinert allerdings seine Analyse über das Maß dessen hinaus, was ich hier besprechen kann. Er beansprucht übrigens unsren Begriff für jeden Einschub im Roman, der so etwas wie «ausgeweitete Gültigkeit» oder «Anfechtung der eindeutigen Schlüssigkeit» oder «subjektive Haltung» bezeugt⁶. Sind die Ausführungen über den Freien Willen im *Grünen Heinrich* essayistisch? Vermutlich hätte sich Gottfried Keller dagegen verwahrt. Alle längeren Reflexionen und Erörterungen, die von der Handlung des Romans abgelöst sind, erscheinen Gerhard Haas als «Vorformen des Essays», sofern sie etwas Subjektives und Intuitives an sich haben.

Man kann es so nennen, gewiß — oder auch anders. Die Untersuchung von Haas hat ihre Verdienste — besonders dort, wo sie den Essay gegen den Traktat, den Aphorismus oder das Feuilleton abgrenzt. Daß zum Beispiel Gotthelfs allgemeine Erörterungen traktathaft sind, diejenigen Robert Musils aber essayistisch, das leuchtet ein. Auf diesem Gebiet der Gattungsaussonderung findet der Autor manche glückliche Formulierung. Aber trotz alledem bleibt für mich ein grundsätzlicher Zweifel bestehen, ob man diesem Proteus und Tausendsassa, dem Essay, überhaupt wissenschaftlich beikommen kann — oder ob man da nicht eine große Jagd auf einen zu kleinen Hasen veranstaltet hat. Nur die unbedingte Wissenschaftsgläubigkeit unserer Zeit hindert uns daran, das Problematische dieses Problems zu erkennen.

Essay und Roman

Als sehr wichtig erscheinen mir die Fragen, die Gerhard Haas gegen den Schluß seines Buches streift. Es gibt so etwas wie einen herkömmlichen Roman. Da steht die Handlung im Zentrum. Reflexionen und allgemeine Erörterungen kommen nur als Einschübe vor. Sie bedeuten eine gedankliche Ausweitung der Romanwelt. Der Autor ruft sich dann aber wieder zur Ordnung, fährt fort zu erzählen. Mit Robert Musil und anderen scheint nun aber eine Phase erreicht zu sein, wo die essayistische Haltung den Roman

als Ganzes mitbestimmt. Das heißt, er wird vielschichtiger, schwieriger, und die vormals vorherrschende Wirklichkeit der Handlung ist nicht mehr ohne weiteres die Wirklichkeit des ganzen Romanes.

Wie sieht nun der Roman der Gegenwart aus? Wie der Roman der Zukunft? Haas zitiert Michel Butor, der ganz auf das Reflektieren abstellt, der es auf «eine neue Art Dichtung» abgesehen hat, «die episch und didaktisch zugleich ist»⁷. «In einem äußersten Fall», lesen wir, könne sogar «das Essayistische zum umfassenden Organisationszentrum des Romans werden»⁸. Sollen wirklich die Romane fortan immer vieldeutiger, alle Wirklichkeit relativierend und unfaßbar werden? Und wen stellt man sich als Leser solcher Romane vor? Schon Musil mit Genuß zu lesen, setzt allerhand an Intellekt voraus. Bei Uwe Johnson, den Haas am Ende als Kronzeugen für die neue Entwicklung anführt, vergeht einem das Lachen vollends ... Ist der Roman der Zukunft nun tatsächlich derjenige, in dem «die strenge Scheidung von Dichtung und Kritik, von Dichtung und Essayistik hinfällig wird»⁹?

Ich vermute, daß ein Romancier, der dieses Rezept befolgte, sich selber den Abschied gäbe. Wie gut eine Sache erzählt ist, wird nach wie vor den Wert dieser Sache bestimmen. Der gute Roman wird immer epische Kraft erfordern, die Kraft, schaubare Bilder heraufzubeschwören, eine faßbare Handlung zu bauen. Schon Gottfried Keller ergreift uns mehr, wenn er die Gestalt der Judith erschafft — als wenn er über den Freien Willen redet. Es muß ja nicht unbedingt reflektiert sein, der Handlungsablauf spricht für sich selber. Franz Kafka zum Beispiel ist ein großer moderner Dichter, ohne ein Essayist zu sein! Und daß nun gar die Grenze zwischen der Dichtung einerseits und der Kritik und Essayistik anderseits verschwinden soll, das kann man sich wohl nur als einen Wunschtraum von Kritikern und Essayisten deuten!

Rangunterschiede

Ich empfinde die größte Hochachtung für einen geistvollen Essay, der neue Bezüge schafft und die Grenzen unseres Denkens erweitert. Nur sollte man sich von dem «europäischen» oder gar «weltliterarischen» Klang dieses Wortes nicht allzusehr bezaubern lassen. Vor allem sollte sich der Essay seiner Grenzen bewußt sein; gerade aus einer solchen Bescheidung heraus könnte er einen neuen Reiz gewinnen.

Der Essay gehört, zusammen mit dem Aufsatz, der Predigt, der Abhandlung und dem Traktat — zu der *beredenden* Gattung von Literatur. Besonders deutlich ist das beim literarischen Essay. Er ist und bleibt, mit Faust zu reden, «ein Ragoût von andrer Schmaus», eine wenngleich glänzende Art

von Sekundärschöpfung. Vorgegebenes wird beredet. Eine Dichtung dagegen ist eine literarische Primärschöpfung, eine Heraufbeschwörung von Welt im Wort, die aus sich selber redet.

Der Einwand, der Essay sei unschöpferisch, scheint mir keineswegs so absurd, wie Ludwig Rohner es haben will, wenn er sagt: «Mit dem Begriff ‹schöpferisch› wird ein verhängnisvoller Unfug getrieben wie kaum mit einem andern Wort außer ‹mystisch›. Er ist durch die Unsprache des Nationalsozialismus abgewirtschaftet¹⁰.» Das letztere geht über meine Begriffe. Ich weiß nicht genau, inwiefern die Nationalsozialisten in ihrer Blut- und Boden-Poetik das Wort mißhandelt haben. Aber wenn alle Wörter «abgewirtschaftet» hätten, die jemals mißbraucht worden sind, so hätten wir überhaupt keine Sprache mehr zu unsrer Verfügung! Es dünkt mich immerhin, daß das Erschaffen von Welt im Wort und das auch noch so souveräne Bereden eines vorgegebenen Wortes zwei verschiedene Dinge sind. Ein guter Essay steht freilich über einer mäßigen Dichtung; aber eine gute Dichtung steht denn doch noch um einiges über einem guten Essay. Diesen prinzipiellen Rangunterschied festzustellen, bedeutet noch nicht, ein Hinterwäldler zu sein ...

Und sollte man mir vorwerfen, daß ich, als ein Opfer der deutschen ‹Essay-Fremdheit›, der Sache nicht gerecht geworden sei, so müßte ich erwidern, daß ich hier eben — einen Essay geschrieben habe und daß diese Gattung keine endgültigen Erkenntnisse für sich beansprucht, wohl aber zum Nachdenken anregen möchte.

¹Rohner S. 116—131. ²Rohner S. 101. ³Zitiert nach Rohner, S. 92. Die folgenden, von mir gekürzten Stellen aus dem Brief Kellers an Hettner finden sich bei Rohner auf S. 93. ⁴Rohner S. 595. ⁵Haas S. 25. ⁶Haas S. 60. ⁷Haas S. 142. ⁸Haas S. 143. ⁹Haas S. 147. ¹⁰Rohner S. 664.